

PETER MATHYS

Francescos
verlorene Erinnerungen

Roman



Von Peter Mathys sind bisher die Romane publiziert worden:

- In Sachen Renner
- Unschalks Welt
- Die Steuersünder

Für Jolanta, Stefan und Frank †

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26

Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48

Auf dem Nachtflug nach Madrid hatte ihn wieder dieser schreckliche Traum heimgesucht. Die drei Geschwister waren allein in ihrem Haus in Buenos Aires, die ältere Schwester Jacinta, die kleine Schwester Dora und Francesco, der Mittlere. Am Vortag hatten die Militärs ihre Eltern abgeholt; sie durften sich nicht einmal verabschieden. Nur Jacinta hatte verstanden, was geschah. Wahrscheinlich sehen wir sie nicht wieder, hatte sie leise gesagt. Dora und Francesco hatten nicht begriffen, was sie damit meinte. Am nächsten Tag waren sie beide im ersten Stock in Francescos Zimmer. Dora hatte Angst, und Francesco versuchte sie zu trösten. Sie kommen sicher bald zurück, erklärte er zu ihrer und seiner Beruhigung. Aber da drangen wieder die Soldaten ins Haus ein. Unten schrie plötzlich Jacinta laut und durchdringend; sie hatten keine Ahnung, was geschah, da standen auch schon zwei Soldaten bei ihnen im Zimmer. Sie schauten die beiden kurz an, einer grinste, und der andere rief: Kommt mit.

Das Auto war dunkelblau. Sie drängten die Kinder hinein, Jacinta hatte eine blutige Schramme im Gesicht. Zusammen mit einem der Soldaten mussten sie sich auf den Hintersitz quetschen, die anderen beiden saßen vorne; das Auto fuhr mit einem Ruck an und raste davon. Francesco schaute Jacinta an, aber sie schüttelte bloß den Kopf und sagte nichts. Dann das rosarote Haus. Die Casa Rosada. Sie führten die Schwestern in einen langen Gang und schubsten sie, wenn sie nicht schnell genug gingen. Dora wimmerte leise, Jacinta legte ihr den Arm um die Schultern. Zwei Soldaten stießen Francesco in einen anderen Gang, dann

eine Treppe hinunter, und gerade als sie den Fuß der Treppe erreichten, wachte er auf, und der klebrige Traum verschwamm, langsam und zögernd.

*

Francesco Albani schwitzte. Mit einem Taschentuch trocknete er sich die Stirn ab. Im Flugzeug war nur eine bläuliche Nachtbeleuchtung eingeschaltet; die Klimaanlage summte, sonst war alles still. Keine Ungewissheit mehr. Er war unterwegs in ein fremdes Land mit dem Ziel, einen gewissen Pater Felix zu finden. Ein Bekannter hatte erklärt, dieser Priester habe vielen Menschen zu Informationen über ihre Angehörigen verholfen, die im schmutzigen Krieg verschwunden waren. Jetzt sei er nach Madrid geflüchtet. Etliche Offiziere des damaligen Militärregimes seien über seine Aufklärungsarbeit sehr beunruhigt gewesen. Francesco hoffte, mit seiner Hilfe etwas über das Schicksal seiner Eltern und seiner Schwestern zu erfahren. Aber ob dieser Priester sich überhaupt noch in Madrid aufhielt, wusste er nicht. Und selbst wenn - ihn zu finden war die nächste Ungewissheit.

Allmählich gewöhnten sich seine Augen ans Halbdunkel. Über den Gang hinweg sah er in der mittleren Reihe die Umrisse der blonden Frau, mit der er sich während des Essens unterhalten hatte. Wie er hatte sie sich Weißwein und Lachsbrötchen servieren lassen. Er nickte ihr zu und hob sein Glas. Sie nickte zurück, dann nippten sie beide an ihren Gläsern. Adriana Irrazabal. Manchmal lachte sie, eher schüchtern als unbeschwert, dann strahlten ihre Augen Wärme aus. Wenn sie sprach, verriet ihre Stimme Zustimmung und Zurückhaltung zugleich. Sie eröffnete ihm, dass sie Klavierlehrerin sei und in Madrid die Meisterklasse unterrichte. In Buenos Aires lud man sie regelmäßig zu Konzerten ein; so pendelte sie mehrmals jährlich zwischen den beiden Kontinenten hin und her. Jetzt sei sie auf dem

Heimweg von einem Konzert im Teatro Colón. Später dann, nach dem Essen, hatte sie ihre Sitzlehne weit nach hinten gekippt und die Augenbinde übergestreift. Francesco sah, wie sich ihre Brust unter einer leichten Decke zu ihren Atemzügen hob und senkte.

Beim Frühstück, eine Stunde vor der Landung, kam ihr Gespräch wie von selbst wieder in Gang. Im Tageslicht sah Francesco Adrianas römisches Profil, die hohe Stirn und den geraden Nasenrücken und die leicht vorstehenden Backenknochen. Sie war nicht mehr sehr jung, vielleicht Anfang dreißig, aber ihre Haut war noch geschmeidig, und ihre Augen strahlten unternehmungslustig. Beim Abendessen hatte sie zum Trinken die Unterlippe leicht nach vorne gestülpt, wie um das Glas zu stützen, den Kopf angehoben, die Augen halb geschlossen und geschluckt; danach hatte sie das Glas sekundenlang unbeweglich gehalten, einige Zentimeter vor dem Mund, dann war sie sich mit der Zunge über die Lippen gefahren, hatte unmerklich genickt und das Glas zurückgestellt.

Francesco trank starken schwarzen Kaffee, seine neue Bekannte warme Schokolade. Sie fragte: „Du wohnst in Buenos Aires? Was führt dich nach Madrid?“

Er zögerte, sich einer Zufallsbekanntschaft anzuvertrauen. „Etwas Neues.“ Dann überwand er sich. „Ich suche jemanden.“

„Oh!“ Sie zog die Augenbrauen hoch, schwieg aber.

„Ich habe ein Problem“, fuhr er fort. „Vielleicht kannst du mir dabei helfen.“

Sie nickte, und Francesco fragte: „Kennst du einen Pater Felix? Er soll sich aus Argentinien nach Madrid abgesetzt haben. Man sagt, er habe vielen bei der Suche nach verschwundenen Familienangehörigen helfen können.“

Adriana zögerte, dann schüttelte sie energisch den Kopf. „Nein, so eine Person kenne ich nicht.“

„Schade.“

„Wen vermisst du?“

„Meine Eltern und meine Schwestern.“

„Oh, das tut mir leid.“ Sie verstummte, und es schien Francesco, als wolle sie sich nicht weiter auf das Thema einlassen. Halbherzig setzte er hinzu: „Hätte ja sein können, dass du etwas weißt.“

„Ja, klar.“

„Dann muss ich anderswo weiterfragen“, sagte er, nur um das Gespräch nicht einschlafen zu lassen.

Francesco fing den Blick auf, mit dem sie ihn musterte. In ihr Gesicht war etwas von der Wärme zurückgekehrt, mit der ihre Unterhaltung begonnen hatte. „Pass auf“, erklärte sie, „es gibt eine Kneipe, die alle Argentinier in Madrid kennen. So eine Art neutraler Treffpunkt. Alle kennen alle, oder tun wenigstens so. Mein Mann und ich gehen da auch manchmal hin, heute allerdings nur noch selten.“ Als müsste sie sich rechtfertigen, sagte sie: „Wir sind vor Jahren auch von B. A. hierhergekommen.“ Sie machte eine Pause, dann fuhr sie fort: „Vielleicht weiß man dort etwas über deinen Pater Felix.“

„Ich habe noch eine andere Adresse. Aber sag doch, wo ist diese Kneipe?“

„Nahe beim Senat. Sie heißt Las Pampas.“ Adriana beschrieb die Lage, dann fügte sie hinzu: „Aber Diskretion ist wichtig. Du kommst als Fremder, da sind alle sofort neugierig. Was bist du von Beruf?“

„Rechtsanwalt und Hobbymaler. Zurzeit ohne feste Beschäftigung.“

„Wegen deinen Nachforschungen?“

„Ja.“

Sie nickte. „Als Rechtsanwalt weißt du, auf was du achten musst. Lass dich nicht ausfragen. Mein Mann ist übrigens auch Rechtsanwalt, Professor für Rechtsgeschichte und Völkerrecht.“

„Aha.“ Es schien Francesco, als schwingte in ihren Worten eine unbestimmte Warnung mit. Sein rechtes Auge zuckte unkontrollierbar. Das tat es immer, wenn er angespannt

oder aufgeregt war. Gerne hätte er mehr über Adrianas Mann erfahren, aber er unterdrückte seine Fragen.

Sie wechselte das Thema. „Was malst du?“

„Modern, manchmal naturalistisch. Was mir gerade so durch den Kopf geht.“

„Also auch ein Künstler. Wie schön!“

„Ja, und es ist mir wichtiger als die Juristerei.“

„Bravo!“

Jetzt glitt ihr Gespräch ab in unverfänglichere Gefilde. Francesco beschrieb das kleine Atelier in der Altstadt von Buenos Aires, das ihm Zuflucht und Arbeitsort zugleich war und das jetzt für unbestimmte Zeit verwaist war. Adriana fand Freude und Entspannung in der Arbeit mit der Meisterklasse der Madrider Musikschule. Kurz vor der Landung gab sie Francesco ihre Adresse und Telefonnummer, er ihr nur seine Handynummer, weil er in Madrid noch über keine feste Adresse verfügte. Dieser Austausch geschah leichthin, ohne bestimmte Absicht, einfach weil sie zusammen geplaudert und gelacht hatten. Oder nur im Hinblick auf die ganz entfernte Möglichkeit, dass man sich vielleicht eines Tages doch an den sympathischen Kontakt erinnern würde. Beim Aussteigen drehte sich Adriana nochmals um und lächelte. „Pass auf dich auf. Ich hoffe, dass du mit diesem Pater Felix Fortschritte erzielst.“

*

Nach der Landung trennten sie sich. Es war erst halb acht. Adriana hatte nur Handgepäck und verschwand sofort Richtung Ausgang; Francesco wartete beim Gepäckband auf seinen Rollkoffer. Draußen ließ er sich von einem Angestellten in einer gelben Weste ein Taxi zuweisen. Der Fahrer lud sein Gepäck in den Kofferraum. Unter seiner Mütze quoll schlohweißes Haar hervor; in sein Gesicht hatten sich die Sorgen eines langen Lebens eingegraben. Er sah aus wie fünfundsiebzig, aber wahrscheinlich war er kaum sechzig. Er fuhr an und fragte:

„Wohin?“

Francesco antwortete nicht gleich. Noch in Buenos Aires hatte er übers Internet ein Zimmer im Sofitel nahe der Plaza de España reserviert. Aber die zurückhaltend ausgesprochenen Warnungen Adrianas ließen ihn zögern. Er sagte: „Ich weiß es noch nicht.“

„Ahora! Was machen wir denn?“ Der Fahrer verlangsamte und blickte misstrauisch nach hinten. „Haben Sie überhaupt Geld?“

Francesco zog einen Zehneuroschein aus der Brieftasche und reichte ihn nach vorne. „Das ist nicht das Problem“, sagte er. „Ich brauche ein einfaches, billiges Hotel. Aber ich kenne mich nicht aus.“

„Aha.“ Schon die erste Ampel stand auf Rot. „Sehr einfach?“, wollte der Alte wissen. „Ohne Formalitäten?“

„Ja.“

„Gut.“ Die Ampel wechselte auf Grün. „Fahren wir. Ich weiß die richtige Adresse für Sie.“

Der Verkehr war dicht. Sie brauchten fast eine halbe Stunde bis ins Zentrum. Das Taxi bog in eine breite Straße mit eleganten Läden auf beiden Seiten ein. „Die Gran Via“, erklärte der Alte. „Wir sind bald da.“ Er schnaufte vernehmlich und brummelte leise vor sich hin. Er roch nach Schweiß. Francesco zog sich in die rechte hintere Ecke zurück, möglichst weit vom Fahrer entfernt.

Er schloss die Augen. Seine Gedanken zogen ihn unversehens hinab in die Vergangenheit. Wieder die Entführung aus dem Elternhaus mit dem dunkelblauen Auto, zusammen mit seinen Schwestern. Wieder die Casa Rosada, die langen Gänge, dann das lange Nichts. Irgendein mächtiger überirdischer Spieler hatte ihm ganze Kapitel seiner Erinnerungen geraubt – um ihn zu schonen oder zu plagen, blieb eine offene Frage. Er verscheuchte die Bilder aus seiner frühen Jugend und musterte stattdessen die Auslagen in den Schaufenstern und den Morgenverkehr der Großstadt.

Sie verließen die Gran Via und fuhren in eine schmale Seitenstraße mit Kopfsteinbelag ein. Calle Victor Hugo stand auf dem Schild an der grauen Fassade des ersten Hauses. Nach zweihundert Metern bogen sie links ab in die Calle de las Infantas, ein schmales Sträßchen, das neben den parkierten Autos kaum Platz zum Gehen frei ließ. Hier folgte eine Kneipe der anderen, dazwischen kleine Läden, und über der Straßenmitte baumelten wie eine magere Girlande schmutzige Laternen.

„Da sind wir“, brummte der Fahrer und hielt an. „Hier rechts, das Hotel Esplanade. Der Empfang ist im zweiten Stock.“

*

Als er an der Fassade hochblickte, entdeckte Francesco tatsächlich eine flimmernde Schrift. ‚Hotel ..planade‘ leuchteten die Neonschnörkel; die beiden ersten

Buchstaben hingen tot dazwischen. Eine breite Holztüre mit einem Türgriff aus Messing führte ins Innere. Links davon waren in einem unbeleuchteten Schaufenster Miederwaren ausgestellt, eine blasse Plastikdame trug ein neckisches schwarzes Dessous. Als Francesco eintrat, ging ein grelles Deckenlicht an. Es gab keinen Lift. Die Wand im Treppenhaus war im unteren Teil grün, im oberen beige gestrichen; ein brauner Farbstreifen trennte die beiden Hälften. Es roch alt und verwohnt. Er trug seinen Koffer in den zweiten Stock. Eine Türe war mit Vestíbulo beschriftet. Er öffnete sie und fand sich vor einer hölzernen Theke, die mit einer schwarzen Kunststoffplatte bedeckt war. Am linken Ende der Platte stand eine Glocke und rechts ein Ständer mit vergilbten Prospekten.

Hinter der Theke saß ein Mann, vielleicht Mitte vierzig, mit einem Zweitagebart und kahlgeschorenem Schädel. Im linken Ohrläppchen baumelte ein silberner Ohrring. Er trug eine speckige Lederweste und darunter ein schmutziges T-Shirt. Er sagte buenas und musterte den Besucher kritisch.

„Guten Morgen“, sagte Francesco. „Ich brauche ein Zimmer.“

„Wie lange?“

„Bis auf Weiteres.“

„Zwanzig Euro die Nacht, kein Frühstück, drei Nächte Vorauszahlung.“

„Okay.“ Francesco blätterte drei Scheine auf die Theke. „Bitte sehr.“

Der Kahlkopf steckte das Geld weg und stand auf. „Ich bin José“, sagte er, eine Spur freundlicher. „Läuten Sie, wenn ich nicht hier bin und Sie etwas brauchen.“ Er hielt inne, grinste und fügte hinzu: „Nicht dass wir besonders viel zu bieten hätten für diesen Preis!“

„Klar. Ich heiße Francesco.“

„Gut. Ich fülle den Meldeschein aus – nur für den Fall, dass ihn jemand sehen will, haha. Francesco Di Gama, wenn's recht ist.“

Francesco dachte an die Warnung von Adriana. „Ist mir sehr recht.“

José öffnete eine Klappe neben der Theke und trat zu Francesco in den Gang. „Wir haben hier vier und im dritten Stock nochmals vier Zimmer. Sie gehen alle auf die Straße, je zwei sind noch frei. Toiletten und Duschen am Ende des Ganges.“

„Gibt es einen Unterschied – zwischen den Stockwerken, meine ich?“

„Die Aussicht im dritten ist besser.“ Er lachte. „Man sieht, was sie im Haus auf der anderen Seite der Straße treiben. Dafür steigen Sie eine Treppe mehr.“

„Dann den dritten, bitte.“

„Kommen Sie. Ich gebe Ihnen Nummer 5. Es ist das größte.“

Das Zimmer verströmte, wie das ganze Haus, eine schäbige Würde. Ehemals weiße, jetzt graue Vorhänge hingen schlaff über einem schmalen Fenster. Darunter standen ein Holztisch und ein Plastikstuhl. Ein Bett mit einem Eisengestell und einem Schemel als Nachttisch und ein kleiner Schrank vervollständigten die Einrichtung. An der Decke hing ein runder Pergamentschirm mit einer nackten Glühbirne.

Francesco blickte aus dem Fenster. Auf der anderen Straßenseite lag alles im Schatten. Unten schimmerte Licht aus einer Tapasbar. Er verstaute seine Kleider im Schrank. Adriana. Lachsbrötchen und Weißwein. Und der Ehemann ein Berufskollege und Universitätsprofessor!

Eine weitere Erinnerung tauchte aus den Tiefen seines Gedächtnisses auf. Er war Italiener, und er hatte herausgefunden, dass im späten Mittelalter in Italien ein Künstler gleichen Namens, Francesco Albani, geboren 1578 und gestorben 1660, gelebt und gearbeitet hatte. Seine Bilder waren in den Kirchen und Kathedralen aller großen Städte ausgestellt worden, und seine Lebensgeschichte war Francesco bald besser bekannt als seine eigene. In der

Nationalbibliothek in Buenos Aires, in Antiquariaten und in Trödeläden hatte er allmählich alles zusammengetragen, was es an Wissenswertem über Francesco Albani gab.

Gerne stellte Francesco sich vor, er wäre dieser Maler; aber er begnügte sich wohl oder übel mit dem Gedanken, höchstens ein später Nachfahre des Meisters zu sein. Sein Werdegang war unspektakulär: Abitur, Rechtsstudium, Anwaltsexamen, fünf Jahre im Rechtsdienst des Kulturministeriums und danach bis vor Kurzem dritter Botschaftssekretär in der italienischen Botschaft in Buenos Aires. Diese Stelle, die er während sechs Jahren klaglos, ja erfolgreich versehen hatte, hatte er vor ein paar Monaten gekündigt. Damit einher ging der Verlust des Diplomatenstatus. Normale Menschen verfielen nicht auf die Idee, eine solche Position aufzugeben. Aber zwei Ereignisse hatten ihm diesen Entscheid erleichtert: Das erste war der Hinweis eines Bekannten auf Pater Felix und dessen Tätigkeit. Zweitens hatte ihm ein anderer Kollege, ein Mitarbeiter aus der Botschaft, Giovanni Patuzzo, beim Abschied einen Zettel in die Hand gedrückt. Darauf standen der Name Octavio Perez, eine Adresse in Madrid und eine Telefonnummer. Perez sei Journalist und kenne viele Leute, hatte Giovanni erklärt. Vielleicht kenne er diesen Pater Felix, oder er wisse, wo er zu finden sei, oder er kenne jemanden, der weiterhelfe.

Nach Jahren der Ungewissheit zeichnete sich hier für Francesco erstmals eine winzige Möglichkeit ab, an Informationen über das Schicksal seiner Angehörigen zu gelangen. Ohne zu zögern, ließ er jetzt sein bürgerliches Leben, sein geordnetes Einkommen, alles, was ihm wichtig gewesen war, hinter sich zurück.

*

Nachdem er sich in seiner spartanischen Unterkunft eingerichtet hatte, zog Francesco die Schuhe aus und legte sich einen Augenblick aufs Bett, um seine Lage zu überdenken. Im Vordergrund stand die Suche nach seiner Familie. Außerdem drängte es ihn, gelegentlich wieder zu malen, falls sich sein Aufenthalt in Madrid in die Länge ziehen sollte. Dabei musste ihm Maria Pini helfen, seine italienische Freundin aus Buenos Aires. Auch sie hatte ihren ursprünglichen Beruf aufgegeben. Als angesehene und gefürchtete Kunstkritikerin hatte sie eines Tages alle Brücken hinter sich abgebrochen und in Madrid eine Galerie eröffnet. Die Gründe dafür hatte sie Francesco nie verraten.

Und jetzt Adriana Irrazabal. Er sprach den Namen versuchsweise aus; er glitt ihm leicht über die Zunge, er wiederholte ihn und schloss befriedigt die Augen. Müdigkeit befahl ihm, der Jetlag hatte ihn eingeholt, binnen Sekunden schlief er ein.

*

Als Francesco aufwachte, war es halb vier. Er eilte auf die Toilette draußen im Gang, urinierte lange und wusch sich den Schlaf aus den Augen. Er wusste, dass er zu lange geschlafen hatte; in der Nacht würde er stundenlang wach liegen. Im Zimmer trocknete er sein Gesicht, dann fischte er aus seiner Handtasche, nicht zum ersten Mal, den zerknitterten Zettel, den ihm Giovanni Patuzzo gegeben hatte. Neugierig wählte er auf seinem Handy die Nummer

von Octavio Perez. Erst beim sechsten Läuten meldete sich eine verschlafene Frauenstimme. „Si?“

„Mein Name ist Albani, und ich möchte bitte mit Herrn Perez sprechen, Octavio Perez.“

Jetzt wurde die weibliche Stimme deutlich. „Heilige Muttergottes!“, zeterte sie. „Wir sind eben von Los Angeles zurückgekommen. Mein Mann ist bereits an einem Vortrag, und ich versuche, etwas Schlaf nachzuholen, aber dieses verfluchte Telefon läutet alle zehn Minuten.“

„Das tut mir sehr leid, Señora“, beschwichtigte Francesco sie mit seiner freundlichsten Stimme, mit der er in der Botschaft nur besonders schwierige Besucher beehrt hatte. „Aber ich fürchte, ich kann meinen Anruf nicht rückgängig machen. Sagen Sie mir bitte, wann ich Ihren Mann erreichen kann.“

„Heute Abend um sieben Uhr!“, kreischte es aus dem Hörer zurück.

Dann folgte ein Knall, und die Leitung war tot. Frau Perez hatte aufgehört.

Francesco war nervös, als er am Abend dieselbe Nummer nochmals wählte. Sein rechtes Augenlid flatterte wieder, und er war nicht in der Lage, die kleine Störung zu unterdrücken. Octavio Perez meldete sich beim zweiten Läuten.

„Hallo.“

„Francesco Albani. Herr Perez?“

„Ja. Guten Abend.“ Francesco vernahm ein leises Lachen. Perez fuhr fort: „Meine Frau hat mir Ihr Gespräch berichtet. Ich muss sie entschuldigen; sie ist sehr reizbar, wenn sie zu wenig geschlafen hat.“

„Keine Ursache. Ich bin selber erst heute Morgen aus Buenos Aires hier eingetroffen.“

Jetzt lachte Perez laut, ein fröhliches Männerlachen. „Dann haben wir beide einen Jetlag. Aber das geht vorbei. Womit kann ich dienen, Señor Albani?“

„Ein gemeinsamer Bekannter, Giovanni Patuzzo, hat mir Ihren Namen genannt. Ich suche jemanden in Madrid, und er meinte, Sie könnten mir vielleicht helfen.“ Francesco machte eine Pause, dann setzte er erklärend hinzu, als erleichtere dies ihr Gespräch: „Giovanni und ich haben in der Botschaft zusammen gearbeitet.“

„Ein feiner Kerl, Giovanni“, sagte Perez. „Wir sehen uns viel zu selten. Und Sie – sind Sie auch Italiener?“

„Ja.“

„Auch Rechtsanwalt?“

„Ja, unter anderem.“

„Was heißt ‚unter anderem‘?“

„Im Grunde bin ich Maler, in der Freizeit wenigstens.“

„So ein Hobby würde ich mir auch wünschen“, erwiderte Perez, dann wurde er unvermittelt ernst. „Bevor wir weiterreden, Folgendes: keine Namen, bitte. Für Ihr Problem treffen wir uns persönlich. Nur wenn ich zum Schluss komme, dass ich helfen kann, brauche ich den Namen.“

„Verstehe. Sie sind Journalist, hat mir Giovanni verraten.“

„Stimmt.“

„Alles klar.“

Erst jetzt entsann sich Francesco der Warnung, die Adriana noch im Flugzeug sehr taktvoll ausgesprochen hatte. Er kannte diesen Octavio Perez nicht, und dennoch hatte er ihm – sogar am Telefon – alle Informationen gegeben, die nötig waren, um ihn zweifelsfrei zu identifizieren. „Dummkopf!“, schalt er sich selber. Wenigstens das Hotel hatte er nicht genannt. Jetzt blieb nur die Hoffnung, dass ihre beidseitige Beziehung zu Giovanni Patuzzo sein Vertrauen in Perez' Loyalität rechtfertigen würde. Dieser schlug Francesco vor, sich am folgenden Abend um halb sieben im Restaurant San Nazzaro am Ende der Gran Via, auf der linken Straßenseite, zu treffen. Er werde keine Krawatte, aber die aktuelle Ausgabe der Tageszeitung El País bei sich tragen.

*

Am nächsten Morgen wachte Francesco spät auf; als er die Augen öffnete, wusste er nicht gleich, wo er war. Die neue Umgebung war gewöhnungsbedürftig. Der Koffer in der Ecke neben dem Schrank, seine graue Jacke über der Stuhllehne, Spinweben über dem Lampenschirm, ein Sprung im Fensterglas, seine Schuhe auf dem fleckigen Spannteppich. Er schloss die Augen wieder und blieb reglos liegen. Er vergaß seine ganze unbewältigte Vergangenheit. Seine Freundin Maria regte sich in seinen Gedanken. Wie schön wäre es, sie jetzt zu lieben; er wusste genau, wie er sie bis zur Ekstase treiben konnte.

Er stand auf, bevor der Druck der Enthaltbarkeit zu stark wurde, und mit den Kleidern über dem Arm und seinem Toilettenzeug stapfte er zur Dusche. Vor einem Spiegel mit blinden Flecken an den Rändern rasierte er sich. Sein Gesicht war noch vom Schlaf zerknittert. Er trimmte den Schnurrbart und kämmte sein Haar nach hinten. Kurz nach neun Uhr war er mit allem fertig und machte sich bereit zum Ausgehen. Im Eingang begrüßte ihn José; er trug jetzt ein sauberes Hemd und sah viel freundlicher aus als gestern. Francesco verließ das Haus und spazierte zur Gran Via. An einem Kiosk kaufte er die neue Ausgabe von El País, ein paar Schritte weiter fand er eine Kaffeebar mit einer Auslage von frischen Semmeln. Er ließ sich ein kleines Frühstück auftragen, dazu las er, was in der Welt geschah, zum ersten Mal in einer europäischen Gazette.

Unterdessen hatte sich, fast unbemerkt, Adriana wieder in sein Bewusstsein geschoben. Pass auf dich auf, hatte sie ihm zum Abschied zugerufen, eine Bemerkung, die zu jedem Abschied passte. Aber in ihren Worten hatte eine zarte Wärme mitgeklungen, die es Francesco leicht machte zu glauben, sie seien ernst gemeint und nicht einfach als eine übliche Floskel hingeworfen. Dann schalt er sich einen

hoffnungslosen Romantiker und verdrängte die sympathische Erinnerung.

Nach dem Frühstück flanierte Francesco die Gran Via entlang und betrachtete die Auslagen in den verschiedenen Geschäften. In einer Buchhandlung suchte er nach Lesestoff und entschied sich für eine gebundene Neuausgabe des ‚Don Quijote‘ von Miguel de Cervantes. Er empfand unvermittelt eine große Seelenverwandtschaft mit dem legendären Ritter, der seine Aufgaben stets mit unzulänglichen Mitteln anging und deshalb am Ende versagte. Diesen Pater Felix zu finden, erschien ihm plötzlich trotz allem als hoffnungslose Aufgabe. Und selbst wenn er ihn fand, war es wohl eine Illusion zu glauben, ein Priester sei in der Lage, Informationen zu Vorgängen zu beschaffen, die Jahrzehnte zurücklagen.

Er verscheuchte die deprimierende Vorstellung. Aufgeben kam nicht infrage. In einer Filiale des Kaufhauses El Corte Inglés erstand er zwei Anzüge, eine Tweedjacke, eine Jeans, Hemden, Krawatten und ein Paar schwarze Lederschuhe. Er trug alles in sein Hotelzimmer. Es sah immer noch gleich schäbig aus wie am Morgen beim Aufwachen. Gerne hätte er sich eine kleine Wohnung gesucht. Aber angesichts der Warnungen von Adriana war nicht daran zu denken. Also blieb es beim Esplanade in der Calle de las Infantas und beim kahlköpfigen José mit seinem Ohrring.

In der Brieftasche fand Francesco den Zettel mit der Adresse und der Telefonnummer von Adriana Irrazabal. Castellana 618. Er zögerte zuerst, dann rief er sie über sein Handy an, bereit, sofort wieder aufzulegen, falls sich ein Mann melden sollte. Er hatte Glück, nach dem dritten Läuten nahm sie selber ab.

„Francesco Albani. Adriana – erinnerst du dich? Der Flug nach Madrid gestern.“

„Ja, natürlich. Lachsbrötchen und Weißwein.“ Die unbeschwerte Stimme verscheuchte seine Unsicherheit. Ihre Blicke hatten sich gekreuzt, und sie hatten gelacht. Jetzt

fragte sie: „Was machst du? Warst du schon im Las Pampas?“

„Ich plane mein Leben in Madrid. Ich berichte dir gerne mehr. Vielleicht können wir uns in der Stadt einmal treffen.“

„Ja, warum nicht“, erwiderte Adriana.

„Hast du eine Idee, wo wir uns treffen können - und wann?“

„Kennst du die Gran Via?“, fragte sie zurück.

„Ja.“

„Also, auf ungefähr halber Höhe gibt es eine hübsche Kaffeebar.

Dort, morgen Nachmittag um halb drei.“

„Da habe ich heute gefrühstückt. Ich werde dort sein.“

*

Die Verabredung mit Octavio Perez klappte. Als Francesco das San Nazzaro, ein italienisches Restaurant, betrat, war kaum die Hälfte der Tische besetzt. Die Menükarten trugen auf dem Titelblatt das italienische Wappen mit den Landesfarben Grün, Weiß und Rot, die Kellner blaue Jacken. Sonst erinnerte nichts an Italien. Francesco fand den Journalisten an einem Fenstertisch, vor sich einen Espresso, in den Fingern eine angerauchte Zigarette, die Zeitung demonstrativ vor sich ausgebreitet. Perez stand auf. Statt einer Begrüßung streckte er Francesco die Hand entgegen und sagte: „Sehr erfreut, Señor Albani. Ich eile von einem Anlass zum nächsten, Vorträge, Ausstellungen, Parteiversammlungen, Demonstrationen, Unfälle. Manchmal esse ich etwas dazwischen, manchmal rauche ich bloß. In unsere Begegnung habe ich gerne eingewilligt, zum einen wegen unserem gemeinsamen Freund Giovanni, zum andern aus reiner beruflicher Neugier. Hinter jedem Kontakt steckt eine Geschichte, oft eine banale, manchmal eine spannende. So finde ich den Stoff für manchen Artikel.“ Er setzte sich wieder und schlürfte den letzten Schluck Kaffee aus seinem Tässchen, dann fuhr er fort: „So, nach dieser unverlangten Einführung bin ich gespannt, was Sie zu berichten haben.“

Francesco antwortete nicht gleich. Sein rechtes Auge zuckte wieder. Octavio Perez musterte ihn intensiv aus schwarzen Augen; breite Wangenknochen, ein kantiges Kinn und eine große Nase mit weit offenen Nüstern verrieten Ausdauer, Durchsetzungswillen und, verborgen hinter einem antrainierten Lächeln, wohl auch Brutalität. Er trug eine

graue Cordjacke und darunter ein rot-weiß kariertes Hemd. Sein grau meliertes Haar war straff nach hinten gekämmt und dort zu einem Knoten zusammengebunden. Ein Freigeist, dachte Francesco. Er schätzte ihn auf Anfang sechzig, aber offensichtlich noch nicht abgenutzt vom Alter. Er bestellte ebenfalls einen Espresso, dann erklärte er: „Ich bin auch neugierig, aber eher aus persönlichen Gründen. Und ich hoffe sehr, dass ich – Neugier hin oder her – auf Ihre Diskretion zählen darf.“

„Ja, das eine schließt das andere nicht aus. Wenn mir jemand etwas anvertraut, verwende ich das nur dann für eine Publikation, wenn mein Gesprächspartner sich ausdrücklich damit einverstanden erklärt.“

„Danke, Señor. Und danke, dass Sie sich Zeit nehmen für unser Gespräch.“

Er schilderte Perez, wie er in Buenos Aires den Namen eines Priesters erfahren habe, der seine ganze Energie darauf verwende, die Schergen des schmutzigen Krieges – er sei sicher, der Señor wisse, wovon die Rede sei – zuerst ausfindig und danach dingfest zu machen, bis er am Ende vor ebendiesen Schergen nach Madrid habe fliehen müssen. Der Journalist nickte und hörte aufmerksam zu, als ihm Francesco die Frage unterbreitete, ob er so einen Priester kenne oder ob er ihm helfen könne, ihn zu finden.

„Sofern sich so ein Priester, wenn es ihn gibt, überhaupt noch in Madrid aufhält“, warf Octavio Perez ein und fragte: „Warum suchen Sie den Mann?“

„Meine Eltern und meine beiden Schwestern sind im Krieg verhaftet worden und seither verschwunden. Wenn sie noch leben, will ich sie finden, und wenn sie tot sind, will ich wissen, wann und wie sie gestorben sind und wer dafür verantwortlich ist. Leider ist die zweite Alternative die wahrscheinlichere. Ich hoffe, dieser Priester kann mir dabei helfen. In Buenos Aires habe ich niemanden gefunden, der etwas weiß, und meine einzigen Verwandten, ein Onkel und eine Tante, sind unterdessen alt und gebrechlich. Außerdem

sind sie vor einigen Jahren nach Uruguay ausgewandert. Sie sind keine Hilfe, sondern im Gegenteil überzeugt, dass meine Angehörigen seit Langem nicht mehr leben, und sie haben sich damit abgefunden.“

Perez hatte angespannt und mit zusammengekniffenen Lippen zugehört. Jetzt lehnte er sich zurück.

„Und Sie selber? Wurden Sie nicht verhaftet?“ Er verstummte und holte zu einer weitschweifigen Erklärung aus. „Entschuldigen Sie die berufliche Neugier des Journalisten. Das geht mich selbstverständlich nichts an. Ich möchte bloß –.“

Francesco unterbrach ihn. „Doch, ich wurde auch verhaftet, zusammen mit meinen Schwestern. Das ist kein Geheimnis. Ich erinnere mich, wie wir in der Casa Rosada die breite Treppe hinunter zu den unterirdischen Gängen geführt, nein gestoßen wurden. Was dann geschah, weiß ich nicht. Ich habe eine Gedächtnislücke, ein Teil meiner Erinnerungen ist wie ausgelöscht. Ich kann nur annehmen, dass es sich um schlimme Ereignisse handelt. Offenbar hat man mich aus irgendeinem Grund freigelassen. Auch davon weiß ich nichts. Aber wir schweifen ab. Ich muss diesen Priester finden.“

Perez wischte die Abschweifung mit einer Handbewegung beiseite.

„Wie heißt er?“

„Pater Felix.“

„Und wie noch?“

„Das ist alles. Ich kenne seinen Familiennamen nicht.“

„Hm.“ Nach einer Pause fragte der Journalist weiter. „Es gibt in Buenos Aires diesen Club, die Mütter des Mayoplatzes. Die suchen doch auch nach Angehörigen. Haben Sie dort nicht nachgefragt?“

„Doch. Jede von ihnen hat auch einen oder mehrere nahe Verwandte verloren. Ich habe meine Geschichte wie Hunderte andere bei ihnen deponiert. Sie melden sich, wenn sie etwas erfahren, aber das kann lange dauern.“

Der Journalist tat einen kräftigen Zug an seiner Zigarette, blies den Rauch durch die Nase aus und sagte: „Ich weiß genau, was Sie bewegt, Señor Francesco. Bis 1981 war ich als junger Berichterstatter für meine Zeitung in Buenos Aires tätig. Der schmutzige Krieg war mein Hauptthema. Die Militärs wurden immer unverschämter. Immer mehr Leute wurden verhaftet, verschwanden, wurden umgebracht. In mehreren Artikeln schrieb ich offen über diese Übergriffe, zu offen. Die Sprecher der Offiziersjunta beschwerten sich bei meinen Vorgesetzten in Madrid. Meine Artikel seien zu einseitig, diffamierend, würden die subversiven Aktivitäten gewisser Kreise totschweigen und so weiter. Meine Redaktion berief sich auf die Pressefreiheit, versprach aber einzugreifen, falls man mir offensichtlich falsche Darstellungen nachweise. Das genügte der Junta nicht, und nach einigen weiteren Artikeln über die desaparecidos, die Verschwundenen, entzogen sie mir die Akkreditierung als Journalist und verwiesen mich des Landes.

Unser Freund –“, Perez verschluckte die nächsten Silben seines Satzes, dann wurde er von einem heftigen Hustenanfall geschüttelt.

„Ich rauche zu viel“, erklärte er vorwurfsvoll zu sich selber, „aber aufzuhören bringe ich trotz allem nicht fertig. – Also, unseren gemeinsamen Freund Giovanni lernte ich in Ihrer Botschaft kennen. Ich hatte manchmal über ihre Anlässe zu berichten, Einladungen wichtiger Persönlichkeiten, Ausstellungen italienischer Künstler. Das war vor meiner Landesverweisung. Aber wir blieben auch nachher in einer losen Verbindung, und eines Tages werden wir uns auch wiedersehen.“

„Warum eines Tages?“, wollte Francesco wissen. „Der Krieg ist ja längst vorbei.“

Perez grinste, sein Gesicht sah gleich zehn Jahre jünger aus. „Ja und nein. Die Katze lässt das Mäusen nicht. Nach meiner Rückkehr nach Madrid verfolgte ich die Entwicklung in Argentinien von Weitem. Ich schrieb weitere Artikel, jetzt

hier in Madrid, über die Schwierigkeiten, die alten Generäle und Obersten zu finden, und die Notwendigkeit, sie des Menschenraubs, der Folter und des Massenmords anzuklagen. Das hat mir weitere Vorwürfe und Drohungen eingebracht. Aber ich habe gelernt, damit zu leben.“

Francesco schwieg lange. Die unerwartete Wendung des Gesprächs hatte ihn aus der Fassung gebracht. Endlich sagte er: „Ich verstehe.“

„Wie kann ich Sie erreichen?“, fragte Perez.

„Über mein Handy.“

„Und wenn es ausfällt oder wenn Sie es verlieren? Ich brauche Ihre Adresse.“

Francesco war erleichtert. Er begriff, dass der Journalist bereit war, ihm zu helfen. Aber er dachte wieder an die Warnungen von Adriana. Seine Unterkunft im Esplanade, so vorübergehend sie sein mochte, preiszugeben, passte ihm überhaupt nicht. Journalisten waren bekannt dafür, dass sie bereit waren, für eine Sensationsgeschichte über Leichen zu gehen. Außerdem war Perez nach seinen eigenen Ausführungen gefährdet; man konnte ihn erpressen, und wie er dann mit seinen Informationen umging, wussten die Götter. Francesco rang noch mit sich, als die Stimme des Journalisten wieder zu ihm drang.

„Ich verstehe Ihr Zögern. Eine fremde Stadt, keine Kontakte, ein heikles Vorhaben. Aber wenn ich nicht weiß, wo ich Sie finde, kann ich Ihnen nicht helfen. Also – entscheiden Sie sich.“

Francesco gab sich einen Ruck. Er war freiwillig mit Perez in Kontakt getreten. Er hatte ihm freiwillig sein Anliegen unterbreitet. Jetzt musste der letzte Schritt getan werden.

„Hotel Esplanade, Calle de las Infantas.“

„Alles klar. Ein gutes Versteck.“

Jetzt grinste Francesco. „Ich bin eigentlich nicht nach Madrid gekommen, um mich zu verstecken.“

Octavio Perez legte eine Münze auf den Tisch und stand auf. „Das habe ich auch nicht angenommen.“ Er faltete

seine Zeitung zusammen. „Ich muss weiter. Eine Versammlung der Umweltaktivisten. Sobald ich etwas weiß, berichte ich Ihnen. Es wird nicht lange dauern.“

Sie schüttelten sich die Hände wie alte Freunde. Francesco fühlte sich plötzlich gut aufgehoben, vielleicht weil der Journalist ihm verschwörerisch zuzwinkerte, vielleicht weil sich seine Mundwinkel zu einem feinen Lächeln verzogen hatten. Perez nickte ihm zu und entfernte sich. Nach drei Schritten blieb er stehen und wandte sich um.

„Beinahe hätte ich etwas vergessen. Im Prado ist unter den italienischen Meistern ein Porträt von Francesco Albani ausgestellt. Es gleicht Ihnen erstaunlich. Schauen Sie es sich mal an.“

*

Diese Information bedeutete, dass sich Octavio Perez in der kurzen Zeit seit ihrem Telefongespräch vom Vorabend Informationen beschafft hatte, vermutlich im Internet. Francesco beschloss die Ausstellung aufzusuchen. Was im Internet über Francesco Albani zu finden war, hatte er schon in Buenos Aires studiert. Jetzt aber drängte es ihn, das Porträt zu sehen, das ihm erstaunlich gleichen sollte.

Mit einem Taxi fuhr er zum Prado. Am Informationsschalter bezog er einen Übersichtsplan. Die italienischen Meister hatte man auf drei Stockwerke verteilt. Im Erdgeschoss fand er die Werke von Tintoretto, Veronese und Bassano, im ersten Stock Tizian, Caravaggio und Gentileschi. Nichts von Francesco Albani. Aber im zweiten Stock, neben der ‚Unbefleckten Empfängnis‘ von Tiepolo, einer strahlend weißen Rokokomaria unter goldbraunem Himmel, entdeckte er ein Gemälde von Pier Francesco Mazzucchelli. Es zeigte das Porträt eines eleganten Mannes – sein Porträt! Das zurückgekämmte dunkelbraune Haar mit grauen Strähnen, die Stirneckglatzen, die kleine Einbuchtung bei der Nasenwurzel, der Schnurrbart, ein Kinnbart – alles stimmte.

Lediglich der weiße Kragen und das braune Wams entsprachen nicht mehr den heutigen Modeströmungen. Und die tief liegenden, leicht geröteten Augen und ein Altersfleck auf der linken Wange ließen den Künstler des Mittelalters älter wirken als seinen Betrachter. Der Mund verharrte halboffen, als lohne es sich nicht, einen flüchtigen Gedanken auszusprechen, und eine leichte Müdigkeit zeichnete das faltige Gesicht. Auf der kleinen Bronzetafel links neben dem Rahmen standen das Geburts- und Sterbejahr des Künstlers und darüber als Titel:

El pintor Francesco Albani - Der Maler Francesco Albani.

Francesco musterte das vertraute Gesicht auf der Leinwand. Seinen Bart hatte er sich schon vor einiger Zeit abrasieren lassen, nur den Schnurrbart hatte er behalten. Er hätte nie bewilligt, sein Abbild öffentlich auszustellen, hätte man ihn danach gefragt. Das Bild gefiel ihm nicht. Mazzucchelli war auch nicht bekannt für Porträts, sondern für liebliche Landschaften, verspielte Jagdszenen und Kirchenbilder mit pausbäckigen Cherubim und Engelchen, die an Kitsch grenzten. Albani und Mazzucchelli waren befreundet gewesen und hatten beide eine Zeit lang in Bologna gearbeitet. In seinem Heimatort Morazzone hatte Albani seinem Freund damals einige Male als Modell gesessen, weil Mazzucchelli sich an Porträts versuchen wollte. Aber dieses Konterfei vor ihm war eine Verirrung und gehörte in keine Ausstellung, ganz besonders nicht in den Prado.

Francesco blieb lange vor dem Porträt stehen. Ob es seinen Vorfahren darstellte, wusste er nicht. Um sich darüber Gewissheit zu verschaffen, hätte er vertiefte Abklärungen vornehmen müssen - ohne sichere Aussicht auf Erfolg. Er merkte nicht, dass er der letzte Besucher im Saal war. Nur bei der Türe saß ein schwarz gekleideter Wächter. Er war übergewichtig, der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, und das Doppelkinn quoll ihm über den Hemdkragen. Jetzt erhob er sich und schlurfte zu Francesco.

„In ein paar Minuten schließen wir“, brummelte er. Dann wandte er sich ab und verließ den Saal. Francesco folgte ihm wortlos. In der Eingangshalle ließ er sich den Ausstellungskatalog zeigen, und unter den Meistern des Settecento war tatsächlich sein Konterfei abgebildet. Er kaufte ein Exemplar und ging hinaus, zurück in die Ungewissheiten und Herausforderungen des 21. Jahrhunderts.

*

Wieder draußen winkte Francesco einem Taxi und ließ sich zum Lokal Las Pampas bringen. Dort fühlte er sich sofort wie zu Hause. Die Wände waren mit dunklem Holz getäfelert, die Tische mit weißen Tischtüchern bedeckt. An den Wänden hingen große Fotografien von Gauchos, Rinderherden, weiten Ebenen und riesigen Feldern mit herrlichen Rebstöcken und sanft geschwungenen Hügeln im Hintergrund. Ein Kellner mit schwarzen Hosen, einem weißen Hemd und einer grünen Schärpe um den Bauch empfing ihn und wies ihm einen Tisch an. Am Hemd trug er ein Schild mit dem Namen Benito. Francesco bestellte ein Glas Wein. Dann dachte er an Adriana und freute sich, sie morgen wiederzusehen. Seine letzte Freundin, Maria, war in Buenos Aires als Kulturjournalistin geachtet und gefürchtet worden. Sie hatte Zugang zu vielen Künstlerzirkeln. Wenn ihr ein Maler gefiel, lobte sie sein Werk und verfasste eine enthusiastische Besprechung darüber. Wehe aber, wenn ein Künstler sie ärgerte: Ihr Artikel zerfetzte den armen Kerl erbarmungslos in der Luft. Francesco hatte sich ihr bei den Cocktails in der italienischen Botschaft als Hobbymaler zu erkennen gegeben. Das hatte ihre Neugier so weit geweckt, dass sie sich einladen ließ, sich seine Arbeiten anzusehen. Die Bilder in seiner Wohnung hatten ihr so gut gefallen, dass sie ihm erstens eine Ausstellung nahelegte und sich zweitens noch am selben Abend verführen ließ.

Der Kellner brachte den Wein und unterbrach seine Tagträume. Francesco fragte ihn: „Kennst du einen Pater Felix? Er soll vor Kurzem aus Buenos Aires nach Madrid gekommen sein.“